

SHEILA NORTON

*Oliver der  
Weihnachts-  
kater*

Weltbild

Oliver  
der Weihnachtskater



© Privat

Sheila Norton wurde im englischen Romsford geboren und lebt schon seit vielen Jahren mit ihrem Mann in Chelmsford und an der Küste von South Devon. Bis zu ihrer Pensionierung war sie als Sprechstundenhilfe tätig und konnte nur in ihrer Freizeit schreiben. Heute, im sogenannten Ruhestand, kann sie ihrer großen Leidenschaft endlich unbeschränkt nachgehen – wenn ihre sechs Enkel ihr Zeit dazu lassen. Sie liebt Katzen und lebt nicht nur gern mit ihnen zusammen, sondern genießt es auch, über sie zu schreiben. Mehr über die Autorin unter [www.sheilanorton.com](http://www.sheilanorton.com)

Sheila Norton

Oliver  
der Weihnachtskater

Roman

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Seidel

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Oliver the cat who saved christmas* bei Ebury Press, England.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Sheila Norton  
First published as OLIVER THE CAT WHO SAVED CHRISTMAS by  
Ebury Press, an imprint of Ebury Publishing. Ebury Publishing is a part of the  
Penguin Random House group of companies.  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Übersetzung: Wolfgang Seidel  
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.  
Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com  
(© oksana2010; © Pressmaster; © photka; © argus)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-166-9

2019 2018 2017 2016  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Zum Andenken an Misty, Oscar und Charlie.  
Ich war der Mensch, der so gerne für sie sorgte.

## Kapitel eins

Zu Beginn der schlimmsten Nacht während meiner gesamten neun Leben gab es Fischreste für mich zu essen. Du denkst wohl, das sei etwas merkwürdig, kleiner Miezi. Schließlich essen alle Katzen gern Fisch, und für mich gab es oft Fischreste. Ich lebte in einem Pub, und dort wurden auch verschiedene kleine Gerichte für die Gäste zubereitet. Aber der Fisch war gar nicht das Problem, sondern das, was nach meiner Fischmahlzeit passierte, als ich es mir auf meinem Lieblingssessel neben dem Kamin wieder bequem gemacht hatte und eingeschlafen war.

Jetzt hör schon auf, herumzuhüpfen und nach der Fliege zu haschen, wenn ich dir die ganze Geschichte erzählen soll. Für ein kleines Kätzchen wie dich ist die Geschichte vielleicht ein bisschen lang und manchmal auch ein bisschen zu gruselig, aber wenn du dich brav hinlegst und mir zuhörst, kannst du auch was draus lernen. Na, so ist es recht.

Wo war ich stehen geblieben? Ah, ja. Als ich mich auf meinem Sessel zum Schlafen eingerollt hatte. Nach einer Weile wachte ich unvermittelt wieder auf, als es draußen schon dunkel war. Im Gasträum hing ein brenzlicher Geruch, und irgendetwas kitzelte mich in der Nase und im Hals. Ich wusste gleich, dass es sich um Rauch handelte, denn an kalten Abenden zündete mein Besitztzmensch, George, ein Feuer im Kamin an, um es in der Bar warm und gemütlich zu machen, und das roch genauso. Aber wenn er das tat, dann zog der Rauch durch den Kamin nach

oben und nach draußen und verbreitete sich nicht im ganzen Raum wie jetzt. Ich musste ein paar Mal blinzeln, bis ich richtig erkennen konnte, was eigentlich los war. Normalerweise kann ich als Katze im Dunkeln sehr gut sehen, aber wegen des Rauchs trännten meine Augen. Kurz darauf fing ich nach dem üblichen Aufwach-Strecken und -Gähnen auch noch an zu husten, weil mir Rauch in die Kehle drang. Und dann sah ich, was los war: Große rötliche Flammen züngelten an den Vorhängen empor, und Funken flogen von dort auf die Sitzmöbel.

Zutiefst erschrocken jaulte ich auf. Zumindest wollte ich das. Aber alles, was ich zustande brachte, war ein gequältes Krächzen, gefolgt von einem Hustenanfall. Ich sprang vom Sessel herunter und lief zu der Treppe hinüber, die in den ersten Stock führte. Ich wusste, dass George dort oben in dem Schlafzimmer zum Garten hinaus im Bett lag. Zum Glück ließ er die Schlafzimmertür immer einen Spalt weit offen, sodass ich hindurchschlüpfen konnte, falls ich nachts aufwachte und ihm in seinem großen Bett Gesellschaft leisten wollte. Also sprang ich die Treppe hinauf und gleich auf sein Bett und auch gleich auf ihn drauf und bearbeitete mit den Pfoten sein Gesicht, um ihn aufzuwecken. Gleichzeitig miaute ich so laut wie möglich direkt in seine Ohren. Obwohl ich zwischendurch husten und prusten musste, schien das zu funktionieren, denn er richtete sich im Bett auf und schnaufte überrascht.

»Oliver!«, sagte er in etwas gereiztem Ton. Er verwendete meinen vollen Namen nur dann, wenn ich etwas ausgefressen hatte. »Was fällt dir ein?«

Doch in dem Moment muss auch er den Rauch gerochen



haben, denn er sprang mit einem Satz aus dem Bett und schrie: »Um Himmels willen! Feuer! Es brennt!«

Da wir beide im ganzen Haus allein waren, konnte ich nicht so recht nachvollziehen, wen er jetzt anschrie, aber jedenfalls war ich erleichtert, dass er wach war. Er griff nach seinem komischen Sprechgerät auf dem Nachttisch und schnappte sich den Morgenmantel vom Haken an der Tür. Ich lief den Flur entlang vor ihm her bis zur Treppe. Zutiefst erschrocken musste ich mit ansehen, wie sich die Flammen weiterfraßen. Sie hatten das hölzerne Treppengeländer erreicht, sprühten Funken und verbreiteten noch mehr schwarzen Qualm und Rauch. Ich schoss so schnell die Treppe hinunter, als wären mir zwei Dobermänner auf den Fersen.

»Nichts wie raus, Olli, schnell!«, rief George und fing auch schon an zu husten wie ich.

Als er die Eingangstür des Pubs öffnete, fegte ein Stoß kalter Luft von draußen herein, und es kam mir so vor, als würde der ganze Gasträum schlagartig auseinanderbrechen. Das Krachen beim Zusammenstürzen der Treppe war so fürchterlich, dass ich durch die offene Tür nach draußen sprang und quer über den gesamten Parkplatz weiterrannte, bis ich in ein Gebüsch nahe an der Straße kroch. Von dort beobachtete ich, wie George in seinem gestreiften Pyjama mit dem Morgenmantel in der Hand ebenfalls auf den Vorplatz lief. Den Morgenmantel ließ er achtlos fallen, aber er stocherte mit den Fingern auf dem flachen Gerät herum, das die meisten Menschen immer in der Hand tragen, und schrie hinein: »Es brennt! Das Forester's Arms! Der Pub steht in Flammen!«

Zitternd vor Angst blieb ich hinter dem Busch in Deckung und sah zu, wie die Flammen das Dach des Pubs erreichten und wie der Schuppen neben dem KÜcheneingang mit einem »Wusch!« Feuer fing. Dann sprangen die Flammen auf den Zaun über und züngelten um einige große Fässer herum, die dahinter auf dem Gelände der angrenzenden Gemeindehalle aufgereiht waren. Wenig später gab es plötzlich einen so ohrenbetäubenden Knall, dass ich vor Schreck schier von den Pfoten fiel. Jetzt befand sich an der Stelle ein gewaltiger Feuerball, der den ganzen Himmel in orangefarbenes Licht tauchte.

Im ersten Moment war ich wie erstarrt. Ich war mir sicher, dass mindestens eines meiner Leben zu Ende war. Aus den umliegenden Häusern kamen nun etliche Leute angerannt und schrien entsetzt herum. Sie kümmerten sich um George, zogen ihm seinen Morgenmantel über und legten ihm Decken über die Schultern, als ob es wegen des Brandes nicht schon heiß genug wäre. Und als ob das nicht schon genügt hätte, um einen vollkommen verrückt zu machen, kamen nun auch noch zwei schwere Löschfahrzeuge mit heulenden Sirenen die Straße entlanggefeht. Sie bogen scharf auf den Parkplatz ein, ganz nah bei dem Gebüsch, unter dem ich kauerte. Ja, ich weiß wohl, ich hätte noch bleiben und mich vergewissern sollen, dass George nichts zugestoßen war, aber mein Katzeninstinkt veranlasste mich, so schnell wie irgend möglich diesen Ort des Grauens zu verlassen. Mein Zuhause und meinen Besitzermenschen im Stich zu lassen, das war sicherlich keine Heldentat. Aber ich muss gestehen, ich haute einfach ab.

Als ich dann endlich stehen blieb, befand ich mich schon mitten in dem Wäldchen, das an die gegenüberliegende Straßenseite grenzte. Ich schaute zurück, aber von dem Pub war nichts mehr zu sehen, nicht einmal mehr die Flammen. Die Bäume standen hier so dicht und waren so hoch, dass mir klar wurde: Ich hatte mich noch nie so weit in dieses Dickicht hineingewagt. Mein Herz schlug immer noch wie wild. Daran waren sowohl dieser Hetzlauf in den Wald als auch der Schrecken wegen des Feuers schuld. Ich neigte den Kopf ein wenig zur Seite, um besser hören zu können, aber das Einzige, was ich wahrnehmen konnte, war der Wind, wie er durch die Bäume strich, und der Ruf einer Eule in der Ferne. Hier draußen war es richtig kalt, und ich tat mir schon selbst leid, so einsam und verlassen mitten im Wald. Ich wollte nichts lieber, als wieder auf meinem weichen Kissen auf meinem Stammplatz im Sessel dösen und meinem Lieblingstraum von der Mäusejagd nachhängen. Aber ich fürchtete mich davor, zum Pub zurückzugehen. Und während ich immer noch so dastand, auf den Wind und die Eule lauschte und wie ein Espenblatt am ganzen Körper zitterte, gab es auf einmal einen Riesenknall. Sämtliche Vögel, die oben in den Bäumen schliefen, flatterten erschrocken auf, und wieder folgte ich nur meinem Katzeninstinkt. Ich sprang auf den nächstbesten Baum und kletterte in Windeseile nach oben bis in die höchsten Wipfel. Dort klammerte ich mich verzweifelt an einen im Wind schwankenden Ast.

Wenn du erst mal größer bist, kleiner Miezi, wirst du auch noch dahinterkommen, dass man sich aus einer gefährlichen Situation am besten durch Flucht herauswindet

und anschließend sogleich schlafen legt. Ich habe schon ein paar Mal gehört, wie die Menschen darüber sprachen, dass sie »nicht einschlafen können«. Außerdem sagen sie, das passiere immer dann, wenn sie sich Sorgen machen. Zum Glück kommt so etwas in der Katzenwelt gar nicht vor. Von dem ganzen Unglück und Durcheinander war ich so erschöpft, dass ich die Augen kaum mehr offen halten konnte, nachdem ich es mir in der Astgabelung bequem gemacht hatte. Es gab auch keine weiteren Donnergeräusche; zwar konnte ich von hier oben in Richtung des Pubs einen rötlichen Lichtschein ausmachen, aber der wurde immer schwächer. Der Wind ließ nach, sodass das Schaukeln des Astes immer sanfter wurde. Es erinnerte mich daran, wie ich gelegentlich in einem Schaukelstuhl im Hinterzimmer des Pubs gedöst hatte. Ich schloss die Augen und träumte, dass George hierher zu mir in den Wald gekommen sei, um mich nach Hause zu bringen.

Als ich wieder erwachte, war es hell und die Vögel sangen. Ich stand auf und wollte mich wie üblich gründlich dehnen, doch ich hatte nicht daran gedacht, wo ich mich befand, und wäre um ein Haar vom Baum gefallen. Zum Glück fuhren sofort meine Krallen aus, sodass ich für einen Moment an der Unterseite des Astes hing, bis ich mich wieder aufrichten konnte. Ich schüttelte mich kurz durch und fing sogleich an, mich lässig mit der Pfote zu putzen, damit die Vögel in der Umgebung gar nicht erst auf die Idee kamen, sich über mich lustig zu machen, falls der eine oder andere von diesen Federhupfern mein kleines Missgeschick beobachtet haben sollte. Mir war es schließlich nicht im Mindesten peinlich, auch wenn es für einen Moment viel-

leicht ein bisschen unvoreilhaft ausgesehen haben sollte. Aber mitten während meiner Morgentoilette fiel mein Blick zufällig nach unten, und da auf dem Boden erkannte ich ihn: einen Fuchs.

Kleiner Miezi, vermutlich bist du noch nicht alt genug und hast noch nie im Leben einen Fuchs gesehen. Also werde ich es dir erklären. Wahrscheinlich hältst du Hunde für gefährliche, angsteinflößende Tiere. Doch sie sind im Vergleich zum Fuchs ganz und gar harmlos. Bei Füchsen gibt es noch nicht einmal Menschen, die sich um sie kümmern. Füchse zählen zu unseren Erzfeinden, fast so schlimm wie diese Motorwagen. Aber Motorwagen haben immerhin den Vorteil, dass sie sich in aller Regel an die Straße halten, daher hat man eine Chance, wenn man von ihnen angegriffen wird. Füchse jedoch können sich überall anschleichen. Sie gelangen mühelos in deinen Garten und spazieren selbst auf Landstraßen entlang, so wie wir. Wenn sie einen von uns erblicken, dann blecken sie sofort ihre spitzen, scharfen Zähne und hecheln hinter uns her. Es gibt nur eine Möglichkeit, ihnen zu entkommen, und die heißt: hinauf auf den nächsten Baum. Wie du dir wahrscheinlich gut vorstellen kannst, standen mir beim Anblick dieses Zähne fletschenden, wilden Untiers, das mich von unten belauerte, sogleich sämtliche Fellhaare zu Berge. Doch ich wusste mich hier oben in Sicherheit und außerhalb seiner Reichweite. Darüber war ich so froh, dass ich es sogar wagte, eine kleine Show abzuziehen, um ihn zu ärgern, indem ich einen Katzenbuckel machte, ihn anfauchte und anspuckte – bis ich um ein Haar wieder die Balance verloren hätte. So leichtsinnig wollte ich dann aber doch lieber nicht sein, nur

wegen einer albernen Nummer aus Versehen vom Baum zu fallen und direkt vor seinen Füßen zu landen.

Ich setzte mich aufrecht hin, streckte meine Pfoten und ließ den Kopf vornüberhängen, sodass ich den Fuchs leicht im Auge behalten konnte. Ich merkte schon, wie es ihn ärgerte, dass er nicht heraufklettern konnte, um mich zu holen. Vielmehr lief er unten auf dem Boden auf und ab, umkreiste den Baumstamm in der einen Richtung, dann zurück in der anderen Richtung. Dabei starrte er unentwegt zu mir hoch und setzte eine Miene auf, die ich nur zu gut von mir selbst kannte: Es war jene Mischung aus Erwartung und Gier, wenn George den Futternapf vor mir auf den Boden setzte. Mich schauderte. Falls ich hier oben auch nur mit einer Pfote eine falsche Bewegung machte, wäre ich Frischfutter für ihn da unten. Mir kam es so vor, als hätte er dort stundenlang seine Kreise um den Baum gezogen, aber zu meiner Erleichterung wurde der dumme Fuchs irgendwann des Herumtappens müde. Er rollte sich zusammen wie ein junger Hund und schlief ein. Damit war die akute Gefahr eine Zeit lang abgewendet. Das Beste, was ich jetzt tun konnte, war, selbst ein Nickerchen machen.

Erst als ich wieder erwachte und den Fuchs immer noch da unten auf dem Boden sah, wurden mir drei Dinge auf einmal klar. Nummer eins: Ich hatte noch nicht gefrühstückt und war inzwischen sehr, sehr hungrig. Nummer zwei: Ich kannte den Heimweg nicht mehr. Ich hatte die Geruchsfährte verloren, und es gab keinen roten Feuerschein und auch keinen Rauch mehr, die mir einen Hinweis auf die Richtung geben konnten. Nummer drei: Solange dieser Fuchs sich nicht von selbst davonmachte, saß ich hier

oben gewissermaßen in der Falle. Falls ich versuchen würde, auf einen anderen Baum zu springen, würde er mir einfach folgen. Ich konnte erst dann wieder auf die Erde hinunter, wenn er weg war. Aber es sah nicht so aus, als wollte er so bald aufgeben.

Ich musste an George denken und an meinen Sessel, an die kuschelige Wärme im Pub und wie mein Napf stets mit leckerem Huhn oder Fisch gefüllt wurde. Und da konnte ich nicht mehr an mich halten, kleiner Miezi. Selbst große, erwachsene Katzen müssen manchmal weinen. Ich saß auf meinem Ast und miaute herzerweichend, während sich der Fuchs unten schon die Lippen leckte. Und ich fragte mich, ob ich George und mein Zuhause jemals wiedersehen würde.

## Kapitel zwei

Allmählich wurde es kälter, und der Himmel bezog sich mit dämmerigem Licht, als ich ein neues Geräusch hörte, das näher kam. Ich rührte mich nicht, sondern spitzte nur die Ohren. Es klang wie Musik, doch es war etwas anderes. Der Fuchs hatte sich ebenfalls aufgerichtet und blickte nervös umher; dann sprang er davon, nicht ohne mich zuletzt noch mit einem wütenden Blick zu bedenken. Das Geräusch kam noch näher. Ich kippte den Kopf ein wenig zur Seite, hörte weiter aufmerksam zu und versuchte mich zu erinnern, wo ich so etwas schon einmal gehört hatte. Dann fiel es mir wieder ein. Es war ein Pfeifen. So nennen sie es nämlich. So etwas fällt wirklich nur Menschen ein, die Lippen merkwürdig zusammenzuziehen und Luft durchzublasen. Auf diese Weise entstehen Töne, die nicht immer besonders angenehm klingen. Schließlich konnte ich auch hören, wie der pfeifende Mann bei jedem Schritt auf das knisternde, trockene Laub trat. Dann konnte ich ihn auch schon sehen, wie er ein paar Bäume entfernt überraschend flott ausritt. Wenn ich mich jetzt nicht gleich bemerkbar machte, wäre er bald wieder außer Reichweite. Die Menschen haben nämlich kein besonders gutes Gehör, musst du wissen. Aber konnte ich ihm trauen? Menschen gegenüber war ich im Allgemeinen nicht sonderlich vertrauensselig, besonders fremden Männern gegenüber nicht – aber das ist eine Geschichte für sich, die ich vielleicht ein andermal erzähle. In diesem Fall blieben mir nicht viele Wahlmöglichkeiten, und



ich musste mich schnell entscheiden. Wenn die Menschen sich mit diesem Pfeifen beschäftigen, dann sind sie erfahrungsgemäß in ganz aufgeräumter Stimmung. Ich habe schon öfter bemerkt, dass sie dann ganz fröhlich sind. Daher richtete ich mich auf der Astgabel auf und jaulte, was meine Lungen hergaben.

Der Mann hörte auf zu pfeifen, blieb in geringer Entfernung von meinem Baum stehen und sah sich um. Ein Stückchen weiter entfernt war auch der Fuchs stehen geblieben und beobachtete uns. Ich konnte nur hoffen, dass er zumindest so lange nicht zurückkam, wie der Mann da war. Ich glaube nämlich nicht, dass Füchse auf Menschen gut zu sprechen sind. In unserer Katzenüberlieferung kursieren so allerlei Legenden – kann natürlich sein, dass sie erfunden sind –, wonach sich die Menschen in einer weit entfernten Vergangenheit auf Pferde gesetzt und in Hörner geblasen haben und zusammen mit Hunden Jagd auf Füchse gemacht haben sollen. In meinen Ohren hört sich das zwar recht fantastisch an, aber einigen Menschen würde ich so was glatt zutrauen. Wie auch immer, jedenfalls maunzte ich aus Leibeskräften, um die Aufmerksamkeit dieses Menschen auf mich zu ziehen, und er seinerseits stand mit verblüffter Miene da unten und schaute hinauf und auf den Boden und in alle Richtungen. Wie ich bereits sagte, hören sie eben nicht besonders gut. Aber zum Glück entdeckte er mich schließlich, und nach der Art und Weise, wie er in ganz freundlichem Ton »Hallo, was treiben wir denn da oben?« sagte, konnte ich mich ein bisschen entspannen und darauf hoffen, dass ich ihm vertrauen durfte.

Er sprach auch immer noch weiter, während er an mei-

nen Baum herantrat, mich angrinste und »niedliches Kätzchen« nannte und mich sogar direkt ansprach, indem er mich fragte, ob ich auf dem Baum festsäße. Obwohl ich sehr froh war, dass er sich als so freundlich entpuppte, fühlte ich mich gleichzeitig ein bisschen von oben herab behandelt, wie du dir sicher vorstellen kannst. Das konnte man wohl sagen, dass ich auf dem Baum festsäß! Es musste ja so aussehen, als wäre ich ein unbedarftes, unerfahrenes Katzenkind wie du, Miezi. Aber am liebsten hätte ich dem Herrn mitgeteilt, dass er mal von seinen Augen Gebrauch machen und sich gründlich umsehen sollte. Dann wäre ihm nämlich aufgefallen, dass sich ein hinterhältiger großer Fuchs mit fletschenden Zähnen im Dickicht verbarg, von wo aus er uns aus sicherer Entfernung beobachtete. Ansonsten hätte ich den Baum nämlich schon längst ohne Weiteres verlassen können, vielen Dank!

Dann entpuppte sich der Mann als ziemlich geübter Kletterer. Er war noch ziemlich jung und schlank, und er konnte seine Vorderpfoten geschickt einsetzen, um sich über die Äste nach oben zu schwingen. Dabei sprach er die ganze Zeit auf mich ein: »So ist es brav, Kätzchen, schön ruhig sitzen bleiben. Du brauchst keine Angst zu haben.« Als er schließlich nahe genug heran war, griff er mit solch einer raschen und unerwarteten Bewegung nach mir, dass ich vor Schreck beinahe vom Ast gefallen wäre. Ich zappelte nicht herum, sondern ließ es zu, dass er mich die ganze Zeit während des Abstiegs festhielt, was für uns beide etwas ungewohnt war und umständlich vonstatten ging. Aber mir war wichtig, dass der Fuchs – falls er uns noch beobachtete – mitbekam, dass ich jetzt einen Beschützer hatte. Als wir fast

am Boden angelangt waren, sprang ich auf die Erde, doch ich hielt mich dicht bei den Füßen des Mannes und erwies ihm meine Dankbarkeit, indem ich schnurrend um seine Beine herumstrich. Er sah mit amüsiertem Blick zu mir herunter.

»Okay, jetzt kannst du allein nach Hause laufen, Kätzchen!« Ich strich ihm weiterhin schnurrend um die Beine, und er beobachtete mich dabei noch eine Weile. »Was ist denn los mit dir? Hast du dich verirrt?«

Hurra! Er hatte mich verstanden. Ich schnurrte noch lauter. Daraufhin nahm er mich hoch und sah sich die kleine Marke an meinem Halsband an.

»Oliver«, las er laut vor. »Keine Adresse, nur eine Telefonnummer.« Er zog sein Sprechgerät aus der Tasche, stocherte darauf herum, wie sie es immer als Erstes machen, und seufzte. »Komisch. Kommt gar kein Rufton. Na ja, dann wird es wohl das Beste sein, Oliver, wenn ich dich mit zu mir nach Hause nehme. Ich kann dir ein bisschen Milch geben oder so was, und dann kann ich es immer noch versuchen ...«

Beim Stichwort Milch fiel mir ein, wie durstig und hungrig ich schon seit Längerem war. Als er sich diesmal zu mir nach unten beugte, um mich hochzunehmen, sprang ich ihm daher regelrecht in die Arme. Nun hatte ich mich dafür entschieden, ihm Vertrauen zu schenken. Vielleicht war er ja einer von den Guten, so wie George. Doch dann griff er nach dem Rucksack, den er vor der Baumbesteigung am Stamm ablegt hatte, und stopfte mich zu meinem größten Entsetzen kopfüber und ziemlich grob hinein, sodass um ein Haar mein Schwanz eingeklemmt worden wäre, als er

den Reißverschluss zuzog. Ich protestierte aus Leibeskräften gegen diese Behandlung. So viel zum Vertrauen in die Menschen! Doch während ich spürte, wie er mich mitsamt der Tasche anhub, sprach er auch schon auf mich ein.

»Tut mir ein bisschen leid, Oliver. Aber in dem Rucksack bist du besser aufgehoben, wenn ich dich jetzt zu mir nach Hause trage. Wenn wir in die Nähe der Straße kommen mit all ihren Autos, dann erschrickst du vielleicht und springst mir aus den Armen – das kann gefährlich werden. Beruhige dich, beruhige dich!«, fuhr er fort, da ich mich nach wie vor beklagte. Diese ganze Behandlung war so unwürdig; mal ganz davon abgesehen, dass sie in mir die schlimmsten Erinnerungen wachrief. »Es wird ja nicht lange dauern. Jetzt sei ein braves Kätzchen und bleib ruhig.«

So blieb mir nichts anderes übrig, als in dem Sack auszuharren, während er fröhlich pfeifend seinen Weg fortsetzte. In dem Rucksack roch es unangenehm, und bequem war es auch nicht, auf der Unterseite stachen mich ein paar Zweige. Außerdem schien der Weg kein Ende zu nehmen. Aber schließlich konnte ich den Verkehrsgeräuschen entnehmen, dass wir den Wald verlassen hatten. Dann dauerte es auch nicht mehr lange, bis ich das Schnappen eines Türschlosses und das Schließen der Tür hörte. Fast gleichzeitig setzte er mich in dem Sack behutsam ab und rief in den Raum: »Hallo! Bist du zu Hause, Nick?«

Dann vernahm ich eine andere Stimme – der Tonlage nach musste es sich um ein junges menschliches Weibchen handeln. »Ah! Du bist aber schnell wieder da. Ich bin gerade erst wieder vom Einkaufen zurück. Hast du Feuerholz für uns mitgebracht?«

»Nein, leider nicht.« Ich spürte, wie ich in dem Sack wieder angehoben wurde. »Aber schau dir an, was ich stattdessen gefunden habe.« Er fing an, an dem Reißverschluss zu ziehen. Ich machte mich sofort bereit, hinauszuspringen und mich in irgendeiner Ecke zu verstecken, bis ich mir sicher sein konnte, dass hier keine Gefahr für mich drohte – wo auch immer ich mich befand. Doch dann hielt er inne und sagte: »Sind die Fenster und Türen alle zu?«

»Was denkst du denn? Draußen ist es eiskalt. Warum fragst du? Was um Himmels willen hast du da mitgebracht?«

Der Sack wurde geöffnet, und mit einem Satz landete ich an den Vorhängen am nächstgelegenen Fenster und kletterte weiter hoch.

»Eine Katze!«, quiekte die weibliche Person. »Wo hast du die denn her, Daniel? Und warum hast du sie mitgebracht?«

»Es ist ein Kater. Er saß oben auf einem Baum. Ich habe ihn runtergeholt, und er war sofort total anhänglich. Ich nehme an, dass er sich irgendwie verlaufen hat. Er hat ein kleines Schild am Halsband mit dem Namen und einer Telefonnummer drauf. Ich habe schon angerufen, aber es kam kein Rufzeichen. Deshalb dachte ich, es wäre besser, ihn mitzunehmen.«

»Armes kleines Kätzchen«, sagte sie. Offenbar hatte sie den ersten Schock überwunden, mich an ihren Gardinen hängen zu sehen, und sie schaute zu mir hinauf. »Es ist auch völlig verschreckt. Na, mein Kätzchen – wie heißt es denn, Dan?«

»Oliver. Er ist ganz lieb. Komm schön runter, Oliver«, fügte er in dem freundlichen Ton hinzu, den ich an ihm mochte. »Ich hole ein bisschen Milch für dich.«

Das war eine tolle Idee. Ich war bereits fast am Verdursteten. Ich sprang auf den Boden und folgte ihm in die kleine Küche, wo er mir eine Schale Milch hinstellte, die ich sofort ausschlabberte und sogar sauber leckte.

»Ich nehme an, dass er auch Hunger hat«, sagte Daniel. »Ich weiß ja nicht, wie lange er schon dort oben auf dem Baum saß. Haben wir etwas da, was wir ihm zu fressen geben können, Nicky?«

»Da ist noch eine Büchse Sardinen«, meinte sie vorsichtig. Sardinen! Ja, das wär's jetzt! Ich begann sofort, um ihre Beine herumzustreichen und vernehmlich zu schnurren. »Aber die sollte es heute eigentlich zum Abendessen geben«, setzte sie hinzu.

»Wir können uns doch sicher auch noch was anderes machen, oder? Wie ich sehe, haben wir hier noch Baked Beans. Sobald der Kater was gefressen hat, rufe ich seinen Besitzer an. Wir werden ihn schon nicht auf Dauer durchfüttern müssen.«

Beide sahen einander besorgt an. Ich fragte mich, worin jetzt das Problem bestand. Ich wollte auf alle Fälle diese Sardinen haben!

»Okay.« Nicky, die junge Frau, gab nach und begann die Dose zu öffnen. Von dem köstlichen Geruch wurde ich fast ohnmächtig. Mein Hunger verwandelte sich in Gier. »Hier, Oliver«, sagte sie und stellte die Schüssel auf den Boden. Ich fiel regelrecht darüber her. »Meine Güte, Daniel, der muss schon am Verhungern gewesen sein«, meinte sie lachend. »Dann ist ja alles in Ordnung. Offensichtlich hatte er größeren Hunger als wir.«

Während ich meine Sardinen herunterschlang, beobachtete ich aus den Augenwinkeln, wie Dan seinen Arm um

Nicky legte und ihr einen Kuss gab. Das war immer ein gutes Zeichen. Ich hatte auch schon Leute im Pub bei diesem Menschen-Verhalten beobachtet; sie waren dann immer sehr friedlich.

»Tut mir leid wegen des Feuerholzes«, sagte der Mann.  
»Ich kann ja später noch mal rausgehen.«

»Lieber nicht. Es ist schon fünf Uhr und draußen praktisch dunkel. Das machen wir morgen, dann kann ich mitkommen. Zusammen können wir mehr tragen. Ich fürchte nur, dass wir es uns nicht leisten können, die Heizung anzustellen.«

»Ich weiß. Was haben denn die Lebensmittel gekostet?«

»Es war nicht so schlimm wie vergangene Woche. Beim Metzger gab es sehr günstiges Hackfleisch, und im Supermarkt waren Teebeutel und Butter im Sonderangebot.«

»Gut gemacht.« Er gab ihr noch einen Kuss. »Wir werden's schon schaffen, Nick. Wenn der Winter vorbei ist, wird alles wieder besser.«

Und so blieben sie eng umschlungen stehen und schauten mir zu, bis ich alles vertilgt hatte. Ich hatte einerseits den Eindruck, dass sie mich mochten, andererseits wollten sie aber auch, dass ich so schnell wie möglich wieder in mein eigentliches Zuhause kam. Und tatsächlich – kaum hatte ich das letzte Fitzelchen Sardinen verdrückt, hob Daniel mich in die Höhe und diktierte Nicky die Nummer auf meiner Identitätsplakette. Nicky stocherte sie in das flache Gerät.

»Geht keiner ran«, sagte sie nach einer Weile.

»Okay. Na, vielleicht sind die Besitzer aus dem Haus gegangen. Wahrscheinlich suchen sie nach ihrer Katze!«, fügte

er lachend hinzu, aber Nicky schien nicht danach zumute zu sein.

»Wir können ihn auf keinen Fall behalten, Dan«, sagte sie.

»Ich weiß. Natürlich weiß ich das.« Er streichelte mich, und ich erwiderte das mit einem kurzen Schnurren. Eigentlich wollte ich ja auch zurück zu George, aber ich war nun satt und fühlte mich so sicher und behaglich, dass ich ohne Weiteres sofort in Daniels Armen hätte einschlafen können. Schließlich hatte ich einen furchtbaren Tag und eine schreckliche Nacht hinter mir – mit diesem Fuchs und davor dem Brand.

Der Brand. Das Feuer! Ich miaute und peitschte heftig mit dem Schwanz, als mir das jetzt alles wieder einfiel. Der arme George! Mein armer Pub, mein Heim! Gab es das überhaupt noch? Hatte ich denn ein Zuhause? Ich hätte den beiden netten Menschen Daniel und Nick gerne erklärt, dass die Nummer auf der Plakette zu einem Telefon gehörte, das vermutlich unter den Trümmern eines Gebäudes lag, wo niemand mehr wohnen konnte.

»Es kommt mir so vor, als wäre er noch ein wenig verstört«, meinte Nicky und streichelte sanft meinen Kopf. »Vielleicht hast du recht. Möglicherweise wird er schon seit längerer Zeit vermisst. Aber andererseits wirkt er auf mich nicht irgendwie abgemagert.«

Ich nahm das als Kompliment.

»Wir können es ja später noch mal versuchen«, sagte Daniel. »Ich bin sicher, dass seine Besitzer schon nach ihm suchen. Er ist so ein lieber Kater, und es sieht auch so aus, als hätten seine Leute ihn gut versorgt.«



Jetzt war ich mir endgültig sicher, dass er ein Mensch war, dem ich vertrauen konnte. Er kannte sich mit Katzen gut aus. Beruhigt und glücklich schnurrte ich vor mich hin, und nachdem er mich aufs Sofa gelegt hatte, fiel ich schnell in einen ruhigen und friedlichen Schlaf.

## Kapitel drei

Es war eine neue Stimme, wegen der ich aufwachte; die unbekannte Stimme eines Mannes. Ich war schlagartig hellwach, stellte die Ohren auf und spannte die Muskeln an, bereit zum Sprung. Der Ton der Stimme klang zwar friedlich, aber man weiß ja nie.

»Ich weiß genau, wer das ist!« Diese Stimme gehörte zu einem weiteren Mann, der sehr groß war, geradezu riesig, und Borsten im Gesicht hatte. Mir gefiel er gar nicht. Deshalb knurrte ich ihn zur Warnung an, als er sich näherte. Aber er ließ sich nicht beirren und lachte nur. »Das ist Olli, Georges Kater aus dem Forester's Arms, unserem Pub. Ihr kennt doch Olli? Jeder im Ort kennt Olli.«

Daniel und Nicky sahen sich verlegen an. »Wir waren noch nie dort«, erklärte Daniel.

»Oha. Na so was. Na, wie auch immer, Sie wohnen ja noch nicht so lange hier. Auf jeden Fall gehört er dem Pächter des Pubs; das ist George. Aber, Mann, dann gibt es ja jetzt nichts mehr, wo er hingehen könnte. Ich nehme an, Sie haben schon mitbekommen, was mit dem Pub passiert ist?«

»O ja, natürlich!«, antwortete Nicky. »Der Brand.«

»Stimmt, er ist ziemlich komplett runtergebrannt, oder?«, sagte Daniel. »Und die Gemeindehalle sieht auch nicht viel besser aus.«

»Na ja, der Feuerwehr ist es gelungen, den Brand dort zu löschen, bevor auch die Halle zu stark in Mitleidenschaft

gezogen wurde. Aber es stimmt schon, sowohl sie als auch der Pub sind erst mal auf unabsehbare Zeit außer Betrieb.« Der Riese fuhr sich mit der Hand über sein Stoppelkinn und betrachtete mich sorgenvoll. »Ich frage mich nur, warum der gute George den Kater nicht mitgenommen hat, als er weggefahren ist.«

»Weggefahren?« Ich dachte, ich höre nicht recht. Ich setzte mich ganz aufrecht hin und konnte es gar nicht fassen. George würde niemals ohne mich wegfahren!

»Wo ist er denn hin?«, wollte Daniel wissen.

»Zu seiner Schwester nach London. Der Ärmste hat ja sonst keine Angehörigen, nicht wahr? Seine Schwester hat ihm gleich angeboten, dass er bei ihr bleiben kann, bis die Brandschäden repariert sind. Das dauert sicher bis zum Ende des Jahres, würde ich mal vermuten. Sicher wird die Versicherung den Schaden bezahlen, aber bis das so weit ist ... das kann dauern.«

»Wie schrecklich das sein muss, mit einem Schlag gleich alles zu verlieren: das eigene Dach über dem Kopf und den Lebensunterhalt«, sagte Nicky ehrlich betroffen.

»Und dazu noch die Katze«, meinte der große Mann und nickte in meine Richtung. »Jemand sollte ihm Bescheid geben, dass wir Olli gefunden haben.«

»Das haben wir bereits versucht und schon zweimal die Nummer auf der Halsbandplakette angerufen. Aber es ging niemand ran«, erklärte Daniel.

»Welche Nummer ist denn das? Lassen Sie mal sehen.« Der Riesenmann streckte seinen Arm nach mir aus, doch ich fürchtete mich vor ihm, jaulte auf und sprang vom Sofa hinter die Vorhänge, um mich zu verstecken. Daraufhin

mussten alle lachen. Ich konnte jedoch nicht verstehen, was daran so lustig sein sollte. Inzwischen hatte ich den Riesen wiedererkannt. Er gehörte zu einer Gruppe von Männern, die ziemlich oft in den Pub gekommen waren. Wenn sie zusammensaßen, wurde es immer ziemlich laut, sie tranken jede Menge Bier und spielten etwas, das sich Domino nannte, was nur dazu führte, dass sie noch lauter herumschrien und lachten. Im Pub hatte ich stets darauf geachtet, gebührenden Abstand zu diesen Männern zu halten. Im Augenblick kam er mir zwar nicht bedrohlich vor, aber gegenüber Menschen bleibe ich grundsätzlich auf der Hut, bis ich mir ganz sicher bin.

Daniel wandte sich an den Riesen: »Lass lieber mich ihn hochnehmen, Martin«, sagte Daniel. »Ich habe den Eindruck, dass er mir ein bisschen eher vertraut. Ich habe ihn in Tunny Woods von einem Baum heruntergeholt.« Daniel hob mich hoch und zeigte Martin meine Plakette.

»Das ist die Telefonnummer des Pubs«, sagte Martin wie aus der Pistole geschossen. »Da ist bis auf Weiteres kein Anschluss unter dieser Nummer, das könnt ihr mir glauben. Ihr könnt ihn nur noch unter seiner Mobilnummer erreichen. Die habe ich. Schließlich musste ich ihn immer anrufen, wenn ich einen Tisch für das Dominoteam reservieren wollte.« Er seufzte, als er das Gerät aus der Tasche zog und mit dem rituellen Herumstochern begann. »Ich wüsste im Augenblick gar nicht, wo wir uns demnächst zu unseren Dominospielen treffen sollen. Außerdem haben wir bereits einen Tisch für unsere Weihnachtsfeier dort reserviert. Aber, na ja, das ist jetzt erst mal nicht so wichtig. Ich denke ...« Er unterbrach sich abrupt und fing an, das Gerät anzuschreiben:

»George? Hier spricht Martin, Domino-Martin, du weißt schon. Mensch, das mit dem Brand tut mir ja echt leid. Wie geht es dir denn jetzt?«

Daniel platzierte mich wieder auf dem Sofa neben Nicky, die mich sofort streichelte, während wir der Unterhaltung zwischen Martin und George zuhörten. Martin teilte ihm mit, dass man mich auf einem Baum im Wald gefunden hatte und dass mir nichts weiter zugestoßen war. Ich war sehr traurig, weil ich wusste, dass mein Besitzermensch, mein bester Freund auf der ganzen Welt, irgendwie da drüben in dem kleinen Gerät steckte, aber er konnte dort nicht raus und ich konnte noch nicht einmal seine Stimme hören. Ich gab ein paar klägliche Miaus von mir; daraufhin streichelte Nicky mich etwas fester und sagte: »Ach, du armer Oliver.« Dabei sagte ich mir, dass ich es mit ihr und Daniel doch ganz gut getroffen hatte und sozusagen auf allen vier Beinen gelandet war. Gestern hätte ich genauso gut auf dem Abendbrottisch des Fuchses landen können, daher sollte ich lieber mal nicht so selbstmitleidig sein.

»Wärt ihr beiden denn bereit, euch um die Katze zu kümmern, bis George etwas arrangiert hat?«, fragte Martin, unmittelbar nachdem er sich von George verabschiedet hatte.

Nicky und Daniel sahen einander verlegen an.

»Wie lange soll das denn dauern?«, fragte Daniel. »Ich meine das keineswegs ironisch, sondern ich hatte wirklich erwartet, dass George sich gleich auf den Weg macht, um seinen Kater abzuholen.«

Das hätte ich allerdings auch erwartet. Natürlich waren die beiden offenbar ein sehr nettes Paar, und sie schienen mich sogar wirklich zu mögen, aber George fehlte mir in-

zwischen sehr. Nicht auszudenken, dass er mich *nicht* zurückhaben wollte. Hatte ich ihn in letzter Zeit irgendwie verärgert? Dabei hatte ich doch wohl völlig richtig gehandelt, als ich nach oben gelaufen war, um ihn aufzuwecken und vor dem Feuer zu warnen. Immerhin hatte ich ihm das Leben gerettet, oder? Mehr konnte man als Katze für seinen Menschen wohl nicht tun.

»Wird nicht passieren«, sagte Martin. »So wie es aussieht, sitzt er ein wenig in der Klemme. Seine Schwester ist ja ganz rührend, dass sie ihn gleich bei sich aufgenommen hat, aber anscheinend wohnt sie in London an einer sehr belebten Straße mit viel Durchgangsverkehr, und George meint, dass sein Kater an so was nicht gewöhnt sei. Er hätte ständig Angst, dass Oliver aus der Wohnung ent schlüpfen und überfahren werden könnte. Deswegen fragt er, ob jemand im Dorf bereit wäre, ihn in der Zwischenzeit bei sich aufzunehmen.«

Als Riese Martin den starken Straßenverkehr erwähnte, hatte ich unwillkürlich einen Katzenpiepser von mir gegeben. Es stimmt vollkommen, dass ich Angst vor Motorwagen habe. In unserem Dorf fahren nicht sehr viele herum, aber vom Pub aus gesehen hügelabwärts gab es eine laute und ziemlich breite Straße, die von den Leuten im Ort im Allgemeinen Umgehungsstraße genannt wurde; die Leute sagten auch, seit deren Bau sei es im Dorf viel ruhiger geworden, aber für mich war sie der reine Horror, und ich hütete mich davor, auch nur in die Nähe zu gelangen.

»Und es gibt noch ein Problem«, fuhr Martin fort. »Georges Schwester leidet an Allergien, besonders an Katzenhaarallergie.«

Von Katzenhaarallergie hatte ich auch schon gehört. Eines Tages war eine ältere Frau in den Pub gekommen und fing sehr bald an zu niesen, und zwar ziemlich heftig. Nachdem sie mich gesehen hatte, machte sie zwischen ihren Niesanfällen ein großes Gedöns – es müsste verboten werden, Katzen in Gaststätten zu halten, weil sie wegen ihrer Haare die Gesundheit der Allergiker gefährden. George versuchte, sie ganz sanft zu beruhigen, indem er sich entschuldigte und sagte, wie leid es ihm täte, dass sie niesen müsse, aber er erklärte ihr auch, dass der Pub nun mal mein Zuhause war und er mich nicht einfach vor die Tür setzen könne. Dann bot er ihr an, in einen der anderen Gasträume zu gehen, wo auch Essen serviert wurde und wo ich nicht hineindurfte. Dort hätte sie sicher kein Problem. Aber sie verließ einfach mit sehr verärgelter Miene den Pub und kam nie mehr wieder.

»O je«, sagte Nicky. Dabei schielte sie zu Daniel hinüber, und gleichzeitig sah er sie an, und bei beiden fielen die Mundwinkel nach unten. Nicky streichelte mich immer noch, daher wusste ich, dass sie mich immer noch gern hatte, aber dennoch schien es hier ein Problem zu geben.

»Wir können ihn aber leider nicht behalten«, sagte Daniel jetzt ziemlich verlegen. »Denn ... äh ... um ehrlich zu sein ...« Er wurde rot im Gesicht und schien nicht weiter sprechen zu wollen.

»Wir können es uns einfach nicht leisten, ihn durchzufüttern«, platzte Nicky hervor. »Tut mir leid. Es ist zwar peinlich, so etwas zugeben zu müssen, aber wir haben kaum genug Geld für unser eigenes Essen. Wir müssen die Miete zusammenkratzen ... und unser Fahrgeld bezahlen ...«